

Munich, February 21 - (NCA/EC) - following report appeared in the DIE WELT of February 21, 1990; titled: "Über Tschernobyl ein Hauch von Endzeit-Stimmung"

Viele lockt das gute Geld - 5000 Menschen arbeiten heute schon wieder im Unglücks-Kraftwerk der Ukraine. Andere aber warnen immer lauter davor, aus dem Symbol des atomaren Horrors eine „ganz normale“ Anlage zu machen, bemängeln die Geheimhaltungstaktik um die Strahlenschäden, fordern sogar - wie jetzt der Oberste Sowjet in Kiew - die Stilllegung. Die Zeit arbeitet gegen Tschernobyl.

Von MANFRED ROWOLD

Kurz hinter Kiew nimmt die Konzentration zu. Mit jedem Kilometer, den wir weiter Richtung Norden fahren, halten wir intensiver Ausschau nach einem realen Phantom, nach einer Gefahr, von der wir wissen, die man aber nicht sehen und nicht hören, nicht riechen, nicht schmecken und nicht tasten kann. Dem scheinbar normalen Leben in den kleinen Dörfern mit den heimeligen Bauernhäuschen, auf den Feldern und in den Nadelwäldern, die wir passieren, gilt unser Mißtrauen. Noch sind es 100 Kilometer bis Tschernobyl.

Fast vier Jahre sind vergangen, seit das Phantom seine unheilvolle Macht zeigte und die Welt in Schrecken versetzte. Am 26. April 1986 brannte Block vier des Kernkraftwerks bei Tschernobyl, und jeder Laie wußte plötzlich, was sich hinter den drei Buchstaben GAU verbirgt, mit denen die Experten den „größten anzunehmenden Unfall“ verkürzeln. Eine atomare Wolke warf wie eine Drohung auch gegen künftige Generationen ihren Schatten auf viele Länder Europas, vor allem aber auf die Umgebung des Unglücksorts in der Ukraine und in Weißrußland, wo besonders in den Gebieten Mogiljow und Gomel 526 Ortschaften radioaktiv verseucht wurden. Mehr als 100 000 Menschen sollen hier in den nächsten Jahren mit einem Milliardenaufwand in menschlich zumutbare neue Umwelt verpflanzt werden. Mehr als 100 000 waren unmittelbar nach der Katastrophe bereits aus dem engsten Umfeld evakuiert worden.

100 Kilometer hinter Kiew stoßen wir auf einen Schlagbaum. Ein Schild informiert darüber, daß hier die 30-Kilometer-Zone rund um den Unglücksreaktor beginnt. Es warnt vor dem Verzehr von Früchten, Pilzen, Fleisch und Fisch aus dieser Zone,

warnt davor, in Gewässern zu baden, und untersagt jedem unter 18 den Zutritt. Wir steigen um in einen Bus jenseits des Schlagbaums, während auf der anderen Straßenseite Fahrzeuge, die die Zone verlassen wollen, mit Geigerzählern auf radioaktive Spuren untersucht werden - ohne besorgniserregende Ergebnisse, wie es scheint.

Schon im September 1988 war gemeldet worden, der größte Teil der Sonderzone sei „abschließend dekontaminiert“, also entseucht. Entseucht, aber tot. Menschenleer liegt das Dorf Tscherebatsch da, das einst fruchtbarere Ackerland ist versteppt, die langgestreckten, weißgetünchten Stallungen sind leer, leblos wie der Friedhof und die folgende Saleske-Kolchosa. Nur drei Straßenköter ziehen unbekümmert ihres Weges und trotzen der Todesstimmung. Kurz vor dem Geisterdorf Kopatschi ein gigantischer Schrottplatz: Busse, Laster und Planierfahrzeuge, mit denen die oberen verseuchten Erdschichten in der Sonderzone abgetragen wurden.

Schon ist jenes Ungetüm in Sichtweite, das zum Symbol für das Risiko Kernkraft geworden ist: Block vier, die Büchse der Pandora, begraben unter einem mehrere Meter dicken „Sarkophag“ aus Beton. Dort unten brennt noch immer der Reaktorkern, dessen Reaktion vor vier Jahren außer Kontrolle geraten war. Seine Temperatur, so heißt es, sei inzwischen von etwa 2000 Grad Celsius auf 200 Grad gesunken, die Strahlung in seiner unmittelbaren Nähe betrage 800 Röntgen pro Stunde, es finde keine Kettenreaktion mehr statt und eine erneute Explosion sei ausgeschlossen.

Der Sarkophag, der die Strahlengefahr ersticken soll, ist selbst zum Problem geworden. Seine 2000 Tonnen schwere Konstruktion, damals mit Hilfe ferngesteuerter Maschinen errichtet, ist instabil und kann, so glauben Experten, höchstens noch 20, 30 Jahre den chemischen und physikalischen Angriffen unter ihm trotzen. Konstruktionsbüros sind mit Plänen befaßt, den Sarkophag selbst in einer weiteren Ummantelung zu begraben.

Der Sarkophag - vielleicht ein Sinnbild für das Kernkraftwerk Tschernobyl überhaupt. Der Oberste Sowjet der Ukraine hat sich am Wochenende mit großer Mehrheit für die Stilllegung ausgesprochen. Der Druck der Öffentlichkeit hat zugenommen. Das ukrainische Friedenskomitee, die Umweltorganisation Grüne Welt, die

ationale Akademie der Wissenschaften und die wissenschaftliche Gesellschaft der Energie-Ingenieure veranstalteten in Kiew ein Forum, das die Empfehlung aussprach, das Leben und die Gesundheit der Menschen angesichts der Sicherheitsmängel in

Tschernobyl über wirtschaftliche Gesichtspunkte zu stellen. Und am 26. April wird die ganze Sowjetunion im zweiten Fernsehprogramm rund um die Uhr mit nur einem Thema konfrontiert werden: Tschernobyl und die Folgen.

Die Entscheidung über die Zukunft des Katastrophen-Kraftwerks liegt zwar bei der Zentralregierung in Moskau, die bisher ökonomischen Erwägungen den Vorrang eingeräumt hat. Doch es sieht nicht gut aus für Tschernobyl, denn sehr viel Bitterkeit hat sich angehäuft. In einem Beitrag der „Iswestija“ beklagte sich der Mediziner Dr. Saljanow darüber, daß die Gesundheitsbehörden ein unwürdiges Versteckspiel mit vielen Menschen betrieben, die infolge ihrer Arbeit in der Sonderzone erkrankten. Er verwies auf eine Anordnung des Moskauer Gesundheitsministeriums vom 27. Juli 1986, mit der die Geheimhaltung aller Angaben über das Ausmaß der Strahlenschäden verfügt worden sei. Den Ärzten sei demnach untersagt, einen direkten Zusammenhang einer Erkrankung mit dem Unglück in Block vier zu diagnostizieren.

Die Medien berichteten über Fälle, in denen Patienten aus Verbitterung

(PTC)

über dieses Verhalten in einen Hungerstreik traten. Es sind vor allem Menschen, die in andere Regionen des Landes zogen und dort nun auch eine angemessene medizinische Betreuung erwarten. So ist es kein Wunder, daß auf die Frage nach der Zahl der Todesopfer bis heute offiziell immer noch jene 31 genannt werden, von denen schon sehr früh die Rede war. Die Wochenzeitung „Moskowskije Nowosti“ sprach dagegen im vergangenen November von 250.

Um das den Behörden unterstellte Versteckspiel zu erschweren, hat sich vor einem halben Jahr eine Tschernobyl-Gesellschaft gegründet, die Daten und Fakten zusammenträgt. Ein in Kiew nach der Katastrophe eingerichtetes Zentrum für Nuklearmedizin hatte bis zum Herbst 1989 rund 240 Patienten behandelt, von denen die Hälfte an der Strahlenkrankheit litt. Es waren fast ausschließlich Männer, die während des Unfalls im Kraftwerk gearbeitet hatten. Zuvor waren bereits in Moskau rund 200 Personen behandelt worden, die am Strahlensyndrom litten.

Daß es sich bei den - mehr oder weniger - Betroffenen aber um andere Größenordnungen handelt, ist in der Datenbank des medizinisch-radiologischen Forschungszentrums in Obninsk zu überprüfen. Dort sind nach Auskunft seines Direktors Anatoli Tsyb medizinische Informationen von mehr als einer halben Million Menschen gesammelt. Fast 200 000 von ihnen waren an Dekontaminierungsarbeiten in Tschernobyl beteiligt, mehr als 300 000 sind Evakuierte und Menschen, die nach wie vor in radioaktiv belasteten Gebieten leben. Für Dutzende von Jahren, so Direktor Tsyb, werde die Datenbank wichtige Erkenntnisse speichern, auch für die Kinder und Enkel.

Mehr als 5000 Personen arbeiten heute unter der Leitung von Direktor Michail Pantelejewitsch Umanjcz im Kraftwerk, so viele wie vor dem Unglück, aber nur jeder zehnte von ihnen war auch schon damals dabei. Die meisten haben es vorgezogen, das Schicksal nicht herauszufordern, und gingen. Neue kamen. Einer von ihnen ist Alexej Jeschenko, Familienvater, 47 Jahre alt. Er ist der Chef der pro-

duktionstechnischen Abteilung. Auf die Frage, ob er und seine Familie denn keine Bedenken hatten, sagt Jeschenko, er habe immer in Kernkraftwerken gearbeitet und finde es interessant hier.

Dann ruft er die Statistik zu Hilfe mit einem Satz, der vertraut klingt: „Die Wahrscheinlichkeit, bei einem Autounfall zu sterben, ist wesentlich größer.“ Und er erzählt von einem der Geheimnisse, das vor allem viele junge Mitarbeiter nach der Katastrophe nach Tschernobyl gelockt hat: Wer hier arbeitet, erhält nicht ein, sondern zwei Gehälter von durchschnittlich 270 Rubel im Monat. Zudem zählt jedes Arbeitsjahr für den Pensionsanspruch als anderthalb Jahre. Wer jenseits der 50, bei Männern, und 45, bei Frauen, weiter arbeitet, erhält Pension plus Gehalt.

Die meisten von ihnen wohnen heute in der Retortenstadt Slawutitsch außerhalb der Sonderzone, die als Ersatz für das verseuchte Tschernobyl gebaut wurde. Ingenieur Jeschenko verneint natürlich die Frage, ob sich die Katastrophe wiederholen könne. Die besonderen Tücken des Graphit-Reaktors, sagt er, seien entschärft. Und auf einer Pressekonferenz verkündet Direktor Umanjcz, unterstützt von Vertretern des Atomenergieministeriums und der Atomaufsichtsbehörde, daß ein neues Sicherheitssystem die Fehlerquelle Mensch - wegen „menschlicher Versagens“ waren im Juli 1987 der ehemalige Direktor Brjuchanow und fünf leitende Ingenieure zu Strafen zwischen zehn und zwei Jahren Arbeitslager verurteilt worden - so gut wie ausschließe: Im Notfall werde der Reaktor abgeschaltet. So tat man es Ende Januar mit Block zwei, der für Reparaturarbeiten stillgelegt wurde. Und was die Strahlenbelastung für das Personal angehe, so teilt Umanjcz mit, sie habe 1989 bei 1,23 Röntgen pro Jahr gelegen, weit unterhalb der kritischen Grenze von fünf Röntgen.

Zahlen, die helfen sollen, aus einem Symbol des atomaren Horrors wieder ein „ganz normales“ Kernkraftwerk zu machen. Doch die Zeichen der Zeit stehen gegen Tschernobyl.

0815/8